

## Von der Tugend des Getrost-seins\*

Von OTTO FRIEDRICH BOLLNOW

In einem der schönsten Gedichte seines letzten Bandes „Die heile Welt“, im „Schlaflied“, kommt Werner Bergengruen am Schluß einer jeden Strophe immer wieder eindringlich auf die Mahnung zurück: „Nun schlafe getrost.“

Nichts ist mehr verwaist und niemand verbannt,  
und alles Geschaffne trägt Maß und Bestand.  
Die Ähre trägt Korn und der Rebstock bringt Wein.  
Nun schlafe getrost. Gott singe dich ein.

Und auch sonst kehrt in seinen Gedichten dies seltsame und zugleich so eigentümlich befriedigende Wort wieder, das Wort „getrost“. So heißt es etwa an einer andern, ebenfalls betonten Stelle, in dein Gedicht „Die heile Welt“, das zugleich dem ganzen Band den Titel gegeben hat:

Tief im innersten der Ringe  
ruht ihr Kern getrost und heil.

Dies Wort kommt heute wie aus einer andern Welt zu uns. Haben wir heute überhaupt noch das Bewußtsein, einer solchen Mahnung nachgeben und getrost schlafen zu können, ja schlafen zu dürfen? Wie lange ist uns dies in unsrer im wörtlichen Sinn trost-los gewordenen Welt schon verlorengegangen? Wissen wir überhaupt noch recht, was es heißt, getrost sein zu können?

Das Kind schläft getrost ein, wenn sich die Sorgen des Tages gelegt haben, wenn es jetzt in einem Gefühl der Geborgenheit die wache Aufmerksamkeit preisgeben kann, weil es weiß, daß es aufgehoben ist in der elterlichen Hut und ihm bis zum Morgen nichts Böses mehr geschehen kann. In diesem Sinn wird auch bei Bergengruen vom erwachsenen Menschen her der Gedanke aufgenommen :

Die Welt liegt geborgen im schimmernden Netz,  
im alten Vollzug und im stillen Gesetz.  
Im Tiefen wachsen Metall und Gestein.  
Nun schlafe getrost...

Getrost ist also auch hier der Mensch in einem Gefühl der unbedingten Geborgenheit.

Unsre Zeit aber hat die Ungeborgenheit des Daseins mit einer solchen unvergleichlichen Schärfe erlebt, daß von da her nur eine ganz andre Möglichkeit übrig zu bleiben scheint, nämlich im Bewußtsein der Bedrohtheit vor dieser Ungeborgenheit nicht auszuweichen zu versuchen, sondern sich ihr tapfer entgegenzustellen. Von da her hat die Existenzphilosophie, als der bezeichnende Ausdruck dieser Ungeborgenheit, ihre Antwort entwickelt, und diese Antwort gipfelt in dem Ideal der Entschlossenheit und des unbedingten Einsatzes. Die Entschlossenheit erscheint hier als die letzte verzweifelte Möglichkeit einer Größe, die unsrer Zeit noch geblieben ist, die Entschlossenheit, die in höchster Bewußtheit die entgleitenden Möglichkeiten noch einmal zusammenrafft und sich in letzter Entschiedenheit der Gefahr entgegen wirft. In diesem Sinn ist es bezeichnend, daß unsre Zeit so viel nach der „Situation“ fragt und nach der „Entscheidung“ ruft, die es in dieser Situation mit aller Entschiedenheit zu [169/170] ergreifen gelte. Die Entschlossenheit in der einmal gefällten Entscheidung ist hier der letzte Zustand, der dem Menschen auch in der verzweifelten Lage noch möglich ist: Auch wenn er auf

---

\* Erschienen in der Zeitschrift Die Sammlung, 7. Jg. 1952, S. 169-174. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

keinen Erfolg mehr hoffen kann, wenn ihm in der äußeren Welt der letzte Halt weggebrochen ist, auf den er sich hätte stützen können, dann findet er in sich selber diese letzte, durch keine äußere Gewalt mehr zu zerstörende Festigkeit, eine letzte Festigkeit, die ihm darum bleibt, weil sie von nichts mehr außer ihm, sondern nur noch von seinem eignen Willen abhängt.

Aber grade darin, daß die Entschlossenheit nur noch vom Menschen selber abhängt, spürt man zugleich den verzweifelten Zug. Man hat kein Vertrauen mehr auf irgendeinen tragenden Bezug zu einer Wirklichkeit außer dem Menschen. Die Entschlossenheit ist die letzte Größe in einer glaubenslos gewordenen Welt, und die ganze Verzweiflung der Glaubenslosigkeit hängt an ihr. Und weil sich dabei der Mensch in einem solchen Maße zusammenraffen muß, darum darf der entschlossene Mensch gar nicht einschlafen. Er braucht die volle Wachheit des Bewußtseins, um der Gefahr jeden Augenblick ins Auge sehen zu können. Darum muß er jeden Augenblick neu sein Leben in der vollen Schärfe seiner sorgenden Entschlossenheit verwirklichen. Er darf sich niemals fallen lassen.

Und eben das macht im Gegensatz dazu das Wesen des Getrost-seins aus: Wer getrost ist, der darf sich fallen lassen. Er braucht sich nicht jeden Augenblick zu wagen. Denn er ist geboren.

Wir müssen dabei dem Sinn des Wortes getrost ein wenig nachgehn. Das Wort getrost-sein kommt von Trost her, von Trösten. Man tröstet einen Menschen, der von Kummer beladen ist, insbesondre der einen schweren Verlust erlitten hat. Man sucht ihn über sein Unglück hinwegzuträsten. Insbesondre tröstet man ihn bei einem Todesfall unter seinen näheren Angehörigen. Man spricht ihm seine Teilnahme aus, sein „Beileid“, und irgendwie geht der Gedanke der Tröstung dahin, daß eben alles nicht so schlimm sei, wie es im ersten Augenblick erscheine, daß eben im Menschenleben gelegentlich so etwas passiere. Von da her ist dann durchaus zu verstehn, daß tiefer empfindende Menschen in ihrem Schmerz den Trost gradezu als eine Kränkung zurückweisen. Sie wollen nicht getröstet werden, denn sie wollen die Einmaligkeit ihres Verlustes ganz bis ans Ende durchleben. Rilke hat darum in seinen Briefen immer wieder von sich gewiesen, andern Menschen bei Todesfällen einen Trost zu sagen. „Weh denen, die getröstet sind“, so schreibt er einmal in diesem Zusammenhang, oder ein andermal, indem er den sprachlichen Anklang als Sinnzusammenhang auszudeuten sucht: „Jeder Trost ist trübe“. Er meint damit, daß der Mensch durch einen Trost sich nur die volle Schwere seines Schicksals wie durch einen Nebel verhülle, daß er sich darin nur „blauen Dunst“ vormache, daß also der Trost nur aus einer inneren Unwahrhaftigkeit entspringe, aus dem, was Sartre in seiner Unerbittlichkeit späterhin die *mauvaise foi* genannt hat.

Aber diese in der modernen Welt gewiß verbreitete und in dieser Weise dann auch ganz berechtigte Auffassung verdeckt das ursprüngliche und sehr viel tiefere Wesen des Trostes. Nach dem Ausweis der Wörterbücher ist das Wort „Trost“ ursprünglich gleichbedeutend mit Zuversicht und Vertrauen, so wie man ja auch davon spricht, daß man jemandem „traut“. Und schon in diesem Zusammenhang wäre Trost ganz etwas andres als eine Illusion, die [170/171] sich die Bedrohung verdeckt. Er wäre vielmehr das Bewußtsein einer Kraft, die es dem Menschen ermöglicht, dieser Bedrohung standzuhalten, ganz gleich, ob diese Kraft nun in ihm selber liegt oder ihm von außen zu Hilfe kommt. Insbesondre aber hat sich das Wort „Trost“ dann innerhalb der christlichen Welt durchgesetzt, und das darf man auch dann nicht außer Acht lassen, wenn man das Wort „Trost“ in einem allgemeineren, nicht mehr spezifisch-christlichen Sinn verwendet. Das bedeutet: diese Kraft, die es dem getrösteten Menschen ermöglicht, der Bedrohung standzuhalten, wird hier nicht in seiner eignen Stärke gesehen, und auch nicht in einer Unterstützung, die dem Menschen in dieser Welt zu Hilfe kommt. Im Gegenteil: diese innerweltliche Bedrohtheit bleibt in ihrer ganzen Schärfe bestehn, und es handelt sich um eine Geborgenheit ganz andrer Art, die diese innerweltliche Bedrohtheit nicht

aufhebt, sondern nur in einer andern Ebene überwölbt. Der Trost, so können wir hier vorläufig sagen, geht immer dahin, dem Menschen trotz seiner Bedrohtheit im Endlichen eine tiefere Geborgenheit — sagen wir kurz: im Unendlichen — bewußt zu machen. Und indem der Mensch sich in dieser Geborgenheit weiß, trotz aller seiner innerweltlichen Bedrohtheit, ist er eben getrost. In diesem Sinn fühlt er sich hier geborgen. Und darum kann er sich hier auch fallen lassen. „Niemals fällst du aus der Schöpfung Schoß“, sagt Bergengruen. Und eben darum ist das Getrost-sein etwas völlig andres als die verzweifelte Entschlossenheit.

Das Getrost-sein berührt sich hier mit der Gelassenheit, von der bei einer früheren Gelegenheit die Rede war.<sup>1</sup> Auch die Gelassenheit ist ein Sicherheitsgefühl, das nicht mehr einem innerweltlichen Stärkebewußtsein entspringt. Es ist das Standhalten im Bewußtsein dessen, daß es im Menschen eine tiefere Seinsschicht gibt, die durch alle äußeren Schicksalsschläge nicht berührt werden kann. Auch die Gelassenheit ist so eine aus ursprünglich christlichem Grund entstandene und überhaupt nur auf religiösem Boden mögliche Tugend. Nur ein religiöser Mensch kann überhaupt gelassen sein. Und trotzdem ist das Getrost-sein noch etwas andres und nicht einfach gleich Gelassen-sein. Es ist irgendwie mehr. Aber grade weil diese beiden Begriffe sich als ursprünglich christlich so nahe stehn, dürfte der Hinweis auf die Gelassenheit besonders geeignet sein, davon das Getrost-sein abzuheben und so in seinem besondern Wesen klarer hervortreten zu lassen.

Die Gelassenheit steht irgendwie der Entschlossenheit, von der wir bisher als dem Ausdruck der existentiellen Haltung gesprochen hatten, noch näher, obgleich sie sich auf der andern Seite davon auch wieder wesentlich unterscheidet. Gelassen ist der Mensch in der Art, wie er die unerwarteten Schicksalsschläge auf sich zukommen läßt, ohne deswegen seine Ruhe zu verlieren. Gelassen bleibt der Mensch im Hinnehmen der Schicksalsschläge. Gelassen sieht er ihnen ins Auge. Darum gehört zur Gelassenheit auch schon immer die volle Aufmerksamkeit des wachen Bewußtseins, nicht anders als bei der Entschlossenheit. Man kann darum beispielsweise nicht gelassen einschlafen, so wie man getrost einschlafen kann. Das bedeutet zugleich: gelassen ist der Mensch immer nur angesichts des Bösen, das auf ihn eindringt, und der Halt, den ihm diese Gelassenheit gibt, bedeutet keine Einschränkung der innerweltlichen Bedrohung. Getrost zu sein aber bedeutet schon mehr. Getrost ist der Mensch, wenn er überzeugt ist, daß auch die innerweltliche Bedrohung [171/172] nicht schlechthin vernichtend an ihn herantritt. Wer getrost ist, der vertraut darauf, daß auch innerhalb dieser Welt — weil sie eben selber im letzten Grunde eine „heile Welt“ ist (um hier den tiefsinnigen Titel Bergengruens noch einmal aufzunehmen, auf den in einem der nächsten Aufsätze ausführlicher zurückzukommen sein wird) — daß auch innerhalb dieser Welt Kräfte heranwachsen, die ihn auffangen, wenn er zu sinken droht, und die ihn tragen, Man spürt es sofort an dem Unterschied: Gelassen kann der Mensch eine Entwicklung abwarten, wenn er bereit ist, in jedem Augenblick der Beanspruchung, die an ihn herantritt, standzuhalten. Getrost aber kann er sie abwarten, wenn er Vertrauen zu den Kräften hat, die darin wachsen, wenn er überzeugt ist, daß die Entwicklung des Geschehens außer ihm im letzten Grunde doch immer zum Guten ausschlagen muß, und zwar grade unabhängig von dem, was er selber aus seiner eignen Anstrengung heraus dazu tun kann. Getrost ist der Mensch im Zustand einer Seinsgläubigkeit, die davon überzeugt ist, daß hinter aller Bedrohung doch ein rettendes, ein heiles und in seinem Heilsein zugleich heilendes Sein steht.

Getrost ist der Mensch darum insbesondere in seinem eignen Tun. Grade das zeigt sich, wenn wir es von der verzweifelten Entschlossenheit abheben. Und von hier aus zeigt sich dann der Weg, über die verzweifelte Lage der Entschlossenheit hinauszukommen. Gelassen ist der Mensch nicht im Handeln, sondern im Leiden, genauer im Hinnehmen. Aber entschieden und

<sup>1</sup> Die Sammlung, 4. Jahrg., 8./9. Heft, 1949.

entschlossen ist er dann im Handeln, und die Entschlossenheit bezeichnet so die letzte Spitze dessen, zu dem er aus eigener Kraft gelangen kann. Wäre die Entschlossenheit das Höchste, zu dem der Mensch gelangen kann, so würde sie verlangen, in jedem Augenblick aus neuer Anstrengung wiederhergestellt zu werden, vor jeder kleinsten Änderung der Umstände neu überprüft zu werden. Sie darf, wie wir schon sagten, niemals einschlafen. Und grade hier liegt der Mensch — und grade hier ist er es in der reinsten Form — wo er, nachdem er das, was in seiner Macht stand, nach bestem Wissen und mit besten Kräften getan hat, jetzt die Dinge auf sich beruhen läßt, überzeugt, daß sein Beginnen irgendwie doch von einer tragenden Welt aufgenommen wird, daß er, nachdem er das Seinige getan hat, jetzt auch die Dinge ihren Lauf nehmen lassen darf. Getrost-sein ist darum das Verhältnis, das über die Gegenwart, die — zum Teil wenigstens — in des Menschen Macht steht, hinüberweist in die Zukunft, die grundsätzlich seiner Macht entzogen ist. Getrost-sein ist darum insbesondere ein Vertrauen auf die Zukunft.

In diesem Sinn kann der Mensch dann die weitere Entwicklung „getrost“ abwarten. Er kann die Dinge jetzt gehn lassen. Darum kann er jetzt auch endlich die Augen schließen und in einem Gefühl der Beruhigung einschlafen. Das Ergebnis seines Tuns hängt jetzt von andern Mächten ab. In diesem Sinn heißt es auch in dem Gedicht Bergengruens, von dem wir ausgingen:

Du hast dich bemüht und hast dich gebangt.  
Was hat dich versehrt? Was hast du erlangt?  
Die Ängste, die Taten sind nicht mehr dein.  
Nun schlafe getrost ....

„Getrost“ also soll auch hier der Mensch sein, weil seine Ängste und seine Taten, seine Reaktionen also wie seine Anstrengungen in ein objektives Sein übergegangen sind, das ihm jetzt als ein andres gegenübersteht und das nicht mehr von ihm abhängt. Das bedeutet zugleich allgemein: Getrost ist der Mensch, weil ihm die Welt nicht mehr ausschließlich als ein unheimlich [172/173] Bedrohliches erscheint, dem er dann die Spitze seiner Entschlossenheit entgegenstellen müßte, sondern zugleich als etwas Bergendes und ihn Haltendes, dem er Erfolg — oder Mißerfolg — seiner Bemühungen vertrauensvoll überlassen darf.

Und trotzdem ist das Getrost-sein nicht einfach ein naives Gefühl der Sicherheit. Es ist schon bezeichnend, daß der Mensch überhaupt nur in widrigen Lagen getrost sein kann, ja nur in widrigen Lagen des Getrost-seins bedarf. Die getrostete Seelenlage ist dem Menschen nicht einfach als ein Geschenk seiner Naturanlage gegeben, sondern sie ist ihm nur in einem Aufschwung, nur in einer eignen Anstrengung erreichbar — nur in einer ausdrücklichen Gegenbewegung gegen die natürliche Neigung, sich der Angst und der Verzweiflung hinzugeben. In der getrosten Seelenhaltung erhebt sich der Mensch auf eine höhere Ebene. Und in diesem Sinn ist das Getrost-sein eine Tugend. Eine hohe Tugend sogar. Aber es ist zugleich eine Tugend eigener Art. Sie unterscheidet sich von dem, was man sonst, als Tugenden bezeichnet, dadurch, daß sie nicht in der Macht des Menschen allein steht, daß sie nicht durch eigene Anstrengung vom Menschen erzwungen werden kann (und noch weniger als glückliche Naturveranlagung ihm einfach mitgegeben ist), sondern daß ihm darin zugleich von außen her etwas entgegenkommen muß, was ihm in der Art seiner Gnade geschenkt wird und was er nicht von sich aus erzwingen kann. Das eben ist die seltsame Paradoxie, die dem Tugendcharakter des Getrost-seins (wie einiger anderer, ihm verwandter Tugenden) anhaftet: daß in ihr etwas vom Menschen verlangt wird, was nicht von ihm allein abhängt. Das ist die Schwierigkeit.

Und trotzdem scheint es, daß grade an dieser Stelle, d.h. bei der Aufgabe der Wiedergewinnung eines solchen getrosten Mutes, das eigentliche Problem unsrer Gegenwart gelegen ist. Alle Nöte und Ängste, als deren Ausdruck wir auch die Existenzphilosophie bezeichnen müs-

sen, drängen den Menschen in die Verzweiflung, und auch die mutigste Entschlossenheit führt den Menschen als solche noch nicht aus dieser seiner verzweifelten Einsamkeit heraus. Wenn er diese Einsamkeit überwinden und wieder einen tragenden Bezug zur Welt und zum Leben gewinnen will, dann kann er diesen nur auf dem Boden einer solchen getrosten Lebenshaltung wiedergewinnen. Darum kommt alles, aber auch wirklich alles darauf an, ob es uns gelingt, trotz aller uns bedrängenden Ängste einen solchen getrosten Mut in uns zu realisieren. Es ist der wirklich einzige Weg, der aus unserm „Zeitalter der Angst“ (wie es noch Camus kürzlich genannt hat) in eine offene Zukunft hinausführt. Aber grade darum ist die Schwierigkeit so ungeheuer groß, daß dieser getroste Mut nicht einfach vom Menschen erzwungen werden kann, sondern nur, wenn er ihm als Gnade zufällt, dann auch mit aller Entschiedenheit ergriffen :Und gegenüber allen Anfechtungen festgehalten werden kann.

Aber schon dies sich einmal ganz klar gemacht zu haben, ist wichtig genug. Wir werden aufmerksam sein müssen auf jedes kleinste Anzeichen, in dem sich ein solches neues vertrauensdes Seinsverhältnis zeigt. Wir werden versuchen müssen, es in unserm eignen Leben fruchtbar zu machen. Und ich glaube in der Tat, daß sich im gegenwärtigen geistigen Leben — in der Dichtung wie in der Philosophie — nicht nur solche ersten Anzeichen zeigen, sondern daß sie sich sogar in einer nicht mehr zu übersehenden Weise zu häufen be- [173/174] ginnen<sup>2</sup>. In diesem Sinn scheint es mir jedenfalls darauf anzukommen, die sich leise anbahnenden Möglichkeiten zu erkennen und zu ergreifen.

Gegen diese Betrachtungen kann man natürlich einwenden, daß das Getrostsein, wie es hier als eine schwer zu erringende Tugend hingestellt worden ist, ein charakteristisch christlicher Begriff ist, der sich als solcher notwendigerweise der philosophischen Behandlung entzieht. Die „Gnade“, von der hier, wenn auch nur gleichnishaft, gesprochen wurde, um einen Zustand zu bezeichnen, der über den Menschen kommt, ohne von ihm selber hervorgebracht zu sein, sei eben nur als echte Gnade im Rahmen der christlichen Glaubenshaltung zu erfahren und verliere außerhalb von ihr jeden prägnanten Sinn. Das herangezogene Gedicht Bergengruens scheint selber in diesem Sinn zu sprechen, denn in dem regelmäßig wiederkehrenden Schlußvers, den wir zur Vereinfachung bisher zumeist abbrachen, heißt es vollständig:

Nun schlafe getrost. Gott singe dich ein.

Es wird also ausdrücklich in ihm auf eine göttliche Quelle dieses Trostes zurückverwiesen.

Trotzdem scheint mir dieser Einwand unberechtigt zu sein. Zwar setzt dieses Getrostsein, dieses Vertrauen auf ein letztes Geborgensein in allem Unheil, notwendig eine Gläubigkeit voraus, die als solche niemals zu erzwingen ist und immer nur in der Art einer Gnade über den Menschen kommt. Aber diese Gläubigkeit braucht selber nicht eine spezifisch religiöse, insbesondere nicht eine spezifisch-christliche Form anzunehmen, sondern es geht dem voraus eine natürliche Form der Gläubigkeit — vom christlichen Standpunkt würde man sagen: eine natürliche „Vorform“ der übernatürlichen Gläubigkeit — eine Form, die wir als Seinsgläubigkeit im weitesten Sinn bezeichnen können und die als solche unabhängig von den besonderen Gehalten des christlichen Glaubens ist, diesen also keineswegs voraussetzt. Rilke etwa in seiner letzten Lebensphase (nach dem Abschluß der „Duineser Elegien“) kann als reine Verkörperung einer solchen von allen christlichen Voraussetzungen unabhängigen Seinsgläubigkeit gelten. Diese natürliche Seinsgläubigkeit gehört als solche durchaus in den Umkreis der philosophischen Betrachtung hinein, und zwar nicht nur als ein empirisch erfahrbarer Zustand, den sie in ihrer Analyse zugrunde legt, sondern darüber hinaus zugleich als die Seinsverfassung, in der allein der Mensch die Einsamkeit seiner Existenz überwinden und wieder

<sup>2</sup> Vgl. dazu meine Ansätze in: Friedrich Georg Jünger — Werner Bergengruen, zwei Dichter der neuen Geborgenheit, Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, 3. Jahrg. Heft 3, 1951, sowie das Abschlußkapitel „Das letzte Wort“ in meinem „Rilke“, Stuttgart 1951.

einen positiven Bezug zur Welt und zum Leben gewinnen kann. In diesem Sinn ist die Bemühung um das richtige philosophische Verständnis der getrosten Seelenhaltung ein wichtiges Stück aufbauender Arbeit zur Überwindung des Existenzialismus, ja darüber hinaus ist die Gewinnung eines neuen getrosten Mutes die dringende Aufgabe, die uns in unsrer Gegenwart trotz aller zur Verzweiflung drängenden Ängste gegeben ist. Höher als alle verbissene Entschlossenheit steht die gelöste Seelenhaltung, von der es beim Dichter heißt:

Die uralte Muschel umfängt dich gelind.  
So werde nun Dolde und Vogel und Kind.  
Da kehrtest zurück und bist nicht mehr allein.  
Nun schlafe getrost. Gott singe dich ein.